

*„Oh Himmel!“ – der Stoßseufzer zitiert einen Ort, an dem alle Beschwernisse ein Ende haben. Aber hat der Himmel neben dem Welten-Raum, der sich aggressiv ins Unendliche und Undenkbare ausdehnt, überhaupt noch Platz? Wagen wir noch, uns den Himmel vorzustellen, wenigstens als virtuellen Raum, ihn uns auszumalen? Als einen Ort, an den wir nicht zu fliehen vermögen, der uns aber den Fluchtpunkt bietet für einen Durchblick auf eine Zuversicht – jenseits aller manchmal allzu faden Faktizität? Jedenfalls lässt sich über den Himmel reden. Wir tun es.*

## Den Engeln und den Spatzen

*Der Himmel: Ort des Friedens, des vollständigen Glücks – oder was?*

WALTER SPARN

Der Blick in den Himmel fasziniert die Menschen immer noch und immer wieder aufs Neue. Inwiefern wir dort oben oder jenseits des Firmaments den christlichen Himmel imaginieren, darüber denkt Walter Sparn, Professor für Systematische Theologie in Erlangen, nach.

Immer gab es Leute, die sich mit dem alten Lied vom irdischen Jammertal und dem einstigen Eiapopeia im Himmel nicht vertrösten lassen wollten. Die an den Himmel verschleuderten Schätze sollte man auf die Menschenerde zurückholen: „Wir wollen hier auf Erden schon / Das Himmelreich errichten“, suchte etwa Heinrich Heine die revolutionsfaulen Deutschen zu begeistern. „Es wächst hienieden Brot genug / Für alle Menschenkinder, / Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust, / Und Zuckererbsen nicht minder. / Ja, Zuckererbsen für jedermann, / Sobald die Schoten platzen! / den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen.“

Den Spatzen, den übrigen Vögeln, den Wolken, Luft und Winden bis hinauf zu Sonne, Mond und Sternen – gegen diesen Himmel hatte auch Heine nichts einzuwenden. Vor-

bei die Zeiten, in denen dieser sichtbare Himmel zugleich eine religiöse Faszination ausstrahlte. Denn, dass Himmel und Erde überhaupt einen Zwischenraum offen lassen, in dem Menschen atmen konnten, und dass einem der Himmel nicht auf den Kopf fällt, wie Obelix befürchtete oder das „Firmament“ den Himmelsozean verlässlich unterfängt, wie das Alte Testament versichert: all das ist bestens entmythologisiert. Die Meteorologen und die Astrophysiker machen das schon!

Deren Künste in Ehren, aber machen sie den eigenen Blick in Himmels Bläue wirklich gegenstandslos: den Blick zum donnernden und blitzenden Himmel oder den Blick in die endlos schweigende Tiefe des nächtlichen Himmels, die uns die sehr geringe Bedeutung unserer Erde zu verstehen gibt? Unverdächtige Zeugen meinen, dass man angesichts des „gestirnten Himmels über mir“ sich nur noch auf das „moralische Gesetz in mir“ verlassen könne.

Der Blick gen Himmel behält etwas Faszinierendes, und das aus einem Grund, der, so weit das kulturelle Gedächtnis reicht, sich immer schon aufdrängte. Denn, der mal näher, mal ferner gesehene Horizont bildet nie eine wirklich feste Grenze, die unsern Blick geradewegs zurückgäbe, sondern

weicht aus ins Unsichtbare und Unendliche und zieht den Blick sozusagen hinaus – ins Jenseits.

Das ist der Himmel, der in allen Religionen der Raum des Göttlichen ist, ein Raum, der in den unsrigen hereinragt, aber doch von uns nicht betreten werden kann. Auch die biblischen Vorstellungen vom Himmel sind dieser Art: Der unsichtbare Himmel, der wie alles von Gott geschaffen wurde, ist zugleich der Thron des Schöpfers, von dem aus er das irdische Geschehen überblickt und regiert. Dort ist er offenbar, und die Erwählten, die in den Himmel entrückt werden, können ihn dort schauen. Der Apostel Paulus rühmt sich, wenn auch unwillig, in den dritten Himmel entrückt worden zu sein, ins Paradies, und dort unaussprechliche Worte gehört zu haben. Auch jüdische und christliche Mystiker deuten solche Himmelsreisen an.

Der dritte Himmel – eine ganze himmlische Welt wird hier imaginiert. Im siebten Himmel stand der Thronwagen Gottes oder, im Anschluss an die griechische Kosmologie, oberhalb der neun Planetensphären. Der Raum unter dem Thron Gottes war das „Empyreum“, die Wohnungen der Engel und der Seligen in ihrer verklärten Körperlichkeit; vergeistigte Materie, ein wie hellstes Feuer glänzender Ort der

Stille, des vollkommenen Friedens, des ewigen Glücks, kurz: das Paradies. Dieser zehnte, den irdischen Sinnen entzogene, nur der erleuchteten Vernunft vorstellbare Himmel war fester Bestandteil des christlichen Weltbildes noch zur Zeit der Reformation. Am schönsten wird dieses goldflammende „Paradiso“ in Dantes Göttlicher Komödie gemalt, als Gegenbild allerdings nicht nur zur Erde, sondern zum „Inferno“, zur Hölle tief in der erst glühendheißen und dann bitterkalten Unterwelt. Den Kontrast zum Glück des Himmels liefert, ebenfalls bis weit in die Neuzeit hinein, nicht nur unsere irdische Mühsal, sondern die ewige Qual der Verdammten.

Paradoxiertweise hatte die naturwissenschaftliche Entzauberung des Himmels, die in der Zeit der Reformation einsetzte, gegenläufige Effekte. Die Faszination des Himmels im Blick auf seine mathematische Ordnung und seine ewige Regelmäßigkeit wurde auf die bis dato weithin unerklärliche irdische Welt übertragen: Galilei konnte nachweisen, dass die Physik des Himmels auch auf der Erde gilt. Umgekehrt wurde der Himmel noch zauberischer als bisher, wurde zum Projektionsraum enorm gesteigerter Glückserwartungen. Denn der stille, in sich ruhende Himmel droben wurde in der Neuzeit

zum höchst bewegten Himmel der Zukunft. Das bislang primär räumliche Jenseits wurde von der Annahme eines zeitlichen Jenseits überlagert, in dem die irdischen Bemühungen und Fortschritte ihre Steigerung ins Unendliche finden. Diese Dynamisierung des Himmels wurde seit Leibniz von aufklärerischen Philosophen und Theologen betrieben, die wahrnahmen, dass sich bisherige apokalyptische Naherwartung des Weltendes in die chiliastische Erwartung eines nach vorn offenen Entwicklungsprozesses transformierte.

Gegen eine bloß noch metaphorische Rede von höheren Welten der Zukunft, in denen die individuelle Glückserwartung bedeutungslos wurde, traten aufklärungskritische Visionäre auf, die den Himmel jetzt schon sahen – und siehe, das Leben dort war wie das ihrige auf der Erde, aber eben ganz und gar glücklich. Diese himmlischen Geheimnisse, zumal das der glücklichen Familie in der paradiesischen Gartenlandschaft und in Gesellschaft von Engeln, wurden – erstaunlich? – Ingenieuren offenbart, zum Beispiel Emanuel Swedenborg oder James Watt. Alle apokalyptischen Neuoffenbarungen sehen seither den Himmel der Seligen so, teils kleinbürgerlich schlicht, wie im *Wachturm* der Zeugen Jehovas (und leider auch bei christlichen Biblizisten) ins Bild gesetzt, teils technokratisch aufgeputzt wie bei „Uriella“ und ähnlichen Gruppierungen.

Soll man sich von alledem mit Grausen abwenden? Nur, wenn man sich über zweierlei klar geworden ist. Erstens: Was verstehen wir denn unter dem Glück, dessen Ort nach der Bibel der Himmel ist, und wie imaginieren wir diesen Himmel? Zweitens: Gibt es Maßstäbe unserer Imagination, die diese in der Analogie des Glaubens halten?

Was das erste Erfordernis angeht, so ist die Selbstprüfung vor allem darüber angesagt, ob wir unter unserer wahren Seligkeit einen einmal erreichten Zustand des Genießens verstehen oder den „Fortschritt zu immer neuen Vollkommenheiten“, wie Glück seit Leibniz verstanden wird. Ersteres könnte ziemlich langweilig werden, weil zum menschlichen Leben nun einmal Veränderung gehört, oder? (Aber vielleicht ist ja das immer tiefer gehende Gespräch mit den Engeln über die Weisheit Gottes – so stellen sich lutherische Theologen die „himmlische Akademie“ einstens vor – eine solche Veränderung.)

Letzteres, der permanente Fortschritt, könnte in Arbeit ausarten, und wir wollen doch, wie auf den Grabsteinen zu lesen, in die himmlische Ruhe eingehen, oder? (Vielleicht ist

*„Man ruht weder Tag noch Nacht und ruft immerzu: Heilig, heilig, heilig!“*

aber keine lästige Arbeit oder Störung der Sabbatruhe der Schöpfung, was puritanische Theologen erwarteten: „Man ruht weder Tag noch Nacht und ruft immerzu: Heilig, heilig, heilig!“)

Das zweite Erfordernis legt uns die Selbstprüfung darüber nahe, ob wir die Mitte halten zwischen einem abstrakten

Bilderverbot für unsere Glaubenshoffnung und unserer Neigung zur bloßen Projektion unseres Glücksverlangens: Hat es seinen Ort im Glauben oder ist es ein Ausdruck unseres Klein- oder Unglaubens?

## Eschatologisches Bureau geschlossen

Die Theologie, die eine solche Selbstprüfung eigentlich anleiten sollte, hat sich hier über Jahrzehnte hin leider nicht rühmlich hervor getan, jedenfalls die evangelische. Teils war ihr „eschatologisches Bureau“ überhaupt geschlossen, teils wurde man auf eine so genannte „präsentische Eschatologie“ verpflichtet, die jede Art von Himmelsvorstellung als Unglauben ausschloss.

Solche Radikalität war und ist angebracht gegenüber der verkrampften, eher aus Angst als aus Vertrauen resultierenden Sicherung der Zukunft in einem angeblich offenbarten apokalyptischen Szenario – und, nicht zu vergessen, angebracht gegenüber der Projektion von Rachegeilüsten auf eine Hölle. Ganz falsch wäre jedoch ein pauschales Imaginationen-Verbot. Hoffen wir nun darauf, um nur ein Beispiel zu nennen, eine (glückliche?) Ehe im Himmel fortzusetzen, oder „wird im Himmel nicht gefreit“? Was erwarte ich (was gehört zu mir?) im Reich Gottes denn als ganz anders?

Die christliche Mitte zwischen den Extremen wäre aber immer noch falsch verstanden, wenn sie als eine Art Gratwanderung angesehen würde – als gäbe es da schlechthin das Richtige. Es handelt sich beim Himmel nicht um Begriffe und Sätze, sondern um „Imagination“ (der Ausdruck stammt, wen das beruhigen kann, von Martin Luther), oder um „Divination“, wie der in dieser Sache wirklich unverdächtige Zeuge Karl Barth sagt: um die sprachliche, bildliche und dichtende Äußerung einer Hoffnung, die in Vergangenheit und Gegenwart begründeten Anhalt hat, deren Gegenstand jedoch erst zeichenhaft gegenwärtig ist. Eben das erfordert eine übertragende metaphorische und poetische Sprache.

Kurz, die religiöse Phantasie darf, ja muss sich gerade auf den Himmel beziehen. Mit der allzu säuberlichen, abstrakten Unterscheidung zwischen theozentrischer und anthropozentrischer Himmelsvorstellung ist da wenig ausgerichtet: das Schauen Gottes von Angesicht und die Seligkeit des Menschen gehören ja zusammen. Man darf sich hier das Neue Testament zum Vorbild nehmen: Es entscheidet nicht, ob der Himmel das erneuerte Paradies oder das neue Jerusalem oder Abrahams Schoß sein wird – vielleicht sollte keines der Bilder fehlen, wenn zum Erlösten Menschen das Naturhafte, das Soziale und das Emotionale gleichermaßen gehören. Übrigens hat es auch der gewisse theozentrische Luther nicht falsch gefunden, seinem Hänschen zu schreiben, dass er im Himmel mit einer silbernen Armbrust spielen dürfe ...

Die Bilder der Hoffnung sind je nach geschichtlicher Situation, kulturellem Kontext und natürlich nach religiöser Hoffnung ganz unterschiedlich gestaltet. Das lässt sich in der Literatur, den Künsten und der Theologie (sogar der Philoso-

„Heut schließt er wieder auf die Tür / Zum schönen Paradeis ...“ (EG 27,6) – alles, was wir vom Himmel glauben und hoffen, ist die Folge davon, dass unser Heiland den Himmel aufgerissen hat und „vom Himmel herab“ (EG 7,1) gelaufen ist auf unsere Erde. Das spezifischere Kriterium für eine christliche Himmelsvorstellung ist, dass sie den Abstand zwischen Himmel und Erde nicht mehr als eine unüberwindliche Kluft sieht und dass sie dem Himmel keine mehrdeutige, möglicherweise bedrohliche Fremdheit mehr zuschreibt. „Vom Himmel hoch ...“ besingt den Himmel als die ein für allemal segensreiche und heilsame Herkunft unserer Versöhnung mit Gott, daher auch als den Inbegriff unserer Hoffnungen für unsere Zukunft in Jesus Christus, dem Mensch gewordenen Gott. Der Märtyrer Stephanus sah den Himmel offen, sah die Herrlichkeit Gottes und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehend; das wird nicht jedem und jeder zuteil. Es ist aber auch ein Geschenk zu glauben, dass Christus uns bei und in Gott im Himmel vertritt und dass wir, die irdische Gemeinde, zusammen mit der seligen Gemeinde im Himmel, im höhern Chor, den Lobpreis Gottes singen.

**E**s gibt ein noch spezifischeres Kriterium für die Christlichkeit von Himmelsvorstellungen. Es resultiert aus dem Glauben, dass Jesus Christus wieder gen Himmel gefahren ist und dort zur Rechten Gottes sitzt und die allmächtige Hand Gottes führt („gen Himmel“ ist übrigens genauer als „in den Himmel“). Der Abschied des Auferstandenen von der Erde hat nicht erneut eine tiefe Kluft zwischen Himmel und Erde aufgerissen, auch wenn sie unser Leben himmelan ausrichtet, sondern hat ganz im Gegenteil die Möglichkeit begründet, dass der Himmel jedem Christen tröstlich gegenwärtig ist. Auch wenn wir uns dorthin sehnen, wo „du mich und ich dich /leiblich werd umfangen“ (EG 370,12), gilt auch irdisch: „Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben?“ Im Heiligen Abendmahl feiern wir ja den Himmel auf Erden leibhaftig. Dies war übrigens der Grund, weshalb Luther die bislang selbstverständliche Annahme revolutionierte, dass der Himmel oben sei – den Himmel kann man auch unten süß schmecken. Wo Jesus Christus sich einem in Herz und Mund gegenwärtig macht, „da ist lauter Himmel hier“. Paul Gerhardt geht (EG 503,15) so weit, nicht nur die blühende Natur als Gleichnis für Himmelszelt und Christi Garten zu preisen, sondern Christus zu bitten: „Erwähle mich zum Paradeis ...“!

Trauen wir uns das wirklich zu singen? Nun, wenn wir gelegentlich furchtsam sind, unsere Hoffnungsbilder als Christen mit den uns erschwinglichen (oder auch zu entwickelnden) sprachlichen und künstlerischen Mitteln bunt und bewegt zu gestalten – auch das ist nicht allzu schlimm. Auf eine allzu neugierige Frage hat Luther gesagt, und das weist ihn als großen Theologen aus: „Ich ways es nit, hab Gott nit drumb gefragt.“ ◀

phie) überaus anschaulich verfolgen, wie beispielsweise in der „Kulturgeschichte des ewigen Lebens“, die Bernhard Lang und Colleen McDannell unter dem Titel „Heaven“ (dt. Der Himmel, 1996) verfasst haben. Freilich sollten die Freudenbilder der christlichen Hoffnung in der Analogie des Glaubens stehen. Dafür lassen sich aber auch Kriterien nennen; die folgenden drei scheinen mir handhabbar:

Das allgemeinste Kriterium spricht der weisheitliche Lakonismus aus: „Gott ist im Himmel und du auf Erden, darum mache nicht viele Worte“ (Prediger Salomo 5,1), dringlicher formuliert in Gottesprädikationen wie: Gott „wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann“ (1. Timotheus 6,16; EG 379). Der Himmel ist die unsichtbare Dimension der Schöpfung, aus der heraus Gott auch in der sichtbaren Schöpfung gegenwärtig ist – dass sein Wille wie im Himmel so auch auf Erden geschehe, darum sollen wir bitten. In den Himmel Gottes kann man aber nun einmal nicht hineinspazieren, geschweige denn dort herumgaffeln, grapschen und daherplappern. Das Heilige, das schlechthin Andere gebietet durch sich selber bescheidene Zurückhaltung, ehrfürchtiges Schweigen.